

Friedhelm Neidhardt
Jürgen Gerhards

**Schwindende Bereitschaft
der Großstadtbevölkerung
zu gegenseitiger Bürgerhilfe bei
Straftaten oder Unglücksfällen –
Gründe und Abhilfemöglichkeiten**

– Expertise für die Senatsverwaltung für Inneres,
Berlin –

Herausgeber: Senatsverwaltung für Inneres, Pressereferat

Druck: Verwaltungsdruckerei Berlin

Berlin 1989

Vorwort

Feuerwehr, Polizei und gemeinnützige und kommerzielle Hilfsdienste leisten gute, effektive Arbeit, um Schäden zu begrenzen, die infolge von Straftaten oder Unglücksfällen eingetreten sind. In vielen Fällen ist dabei die Mitwirkung des Bürgers, seine Bereitschaft zur Hilfe von entscheidender Bedeutung. Richtiges Verhalten und entschlossenes Handeln nahestehender Bürger führen oft zu schneller, wirksamer Linderung von Not und Leiden von Mitmenschen, die von einem Schadensereignis betroffen wurden, können in vielen Fällen Leben retten.

Die vorliegende Expertise von Prof. Neidhardt und Dr. Gerhards ist im Auftrage des vorigen Innensenators Prof. Dr. Kewenig erarbeitet worden, um der öffentlichen Verwaltung Möglichkeiten aufzuzeigen, wie insbesondere in Großstädten wie Berlin die Bürgerhilfe bei Straftaten und Unglücksfällen aktiviert und Bereitschaft und Wille des Bürgers, Hilfe zu leisten, verstärkt werden kann.

Die Expertise erscheint als zweiter Band der Reihe „Studien zur Innenpolitik“, herausgegeben von der Senatsverwaltung für Inneres, die im Dezember 1988 von meinem Amtsvorgänger begonnen wurde. Darin sollen Ideen und Konzeptionen vorgestellt werden, die den Verantwortlichen Anstöße und Hilfen geben können, Politik zu gestalten oder zu verändern. Wie im ersten Band angekündigt, werden in unregelmäßiger Folge weitere Veröffentlichungen folgen. Die im Vorwort zum ersten Band von meinem Vorgänger formulierte Selbstbeschränkung auf „Hilfen von außen“ werde ich jedoch nicht aufrechterhalten, weil ich glaube, daß auch von der Verwaltung gestalterische Ideen für politische Programme erarbeitet werden, die eine Veröffentlichung verdienen.

Berlin, im September 1989



Erich Pätzold

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung	1
1. Problemstellung	1
2. Literatur und Datenmaterial	2
II. Persönlichkeitsmerkmale als Voraussetzung für Hilfeleistungen	4
III. Sozialbeziehung zwischen Opfer und Helfer und deren Auswirkungen auf die Hilfsbereitschaft	
1. Bekanntschaft	6
2. Ähnlichkeit	8
IV. Struktur der Notsituation und ihre Auswirkungen auf die Hilfsbereitschaft	
1. Ambiguität des Notfallereignisses	11
2. Die Bedeutsamkeit der Anzahl der Beobachter einer Notsituation	13
3. Die Kosten von Hilfeleistungen	15
V. Nachlassende Hilfsbereitschaft in der Bevölkerung – ein Artefakt der öffentlichen Meinung?	18
VI. Zusammenfassung und Schlußfolgerungen	22
1. Hauptbedingungen ausbleibender Bürgerhilfen	22
2. Überlegungen zur Aufklärung	23
Literaturverzeichnis	25

I. Einleitung

1. Problemstellung

Formen des Helfens und der sozialen Sicherung sind in der Gesellschaft der Bundesrepublik, ähnlich wie in anderen industrialisierten Gesellschaften, in zunehmendem Maße aus dem Bereich der unmittelbaren, direkten Hilfe durch Verwandte, Freunde oder Bekannte abgekoppelt und auf Organisationen und Institutionen, die sich auf das Helfen spezialisiert haben, übertragen worden. Träger sind privatwirtschaftliche Institutionen oder staatliche bzw. gemeinnützige Institutionen und Vereine. Feuerwehr, Polizei und die Hilfsorganisationen sind Formen professionalisierter Hilfe, die darauf warten, abgerufen zu werden, um berufsmäßig oder ehrenamtlich zu helfen, und die mit verbesserter Technisierung der Informationsübermittlung und der Transportmittel auch immer schneller vor Ort sein können, um zu helfen. Damit wird die Hilfe wie nie zuvor in der Geschichte eine für die Bevölkerung erwartbare Außenleistung, die ein gewisses Maß an Sicherheit produziert (vgl. Niklas Luhmann, 1975).

Zugleich aber weist die Ausdifferenzierung von Hilfsorganisationen ein strukturelles Defizit auf, das sich durch die Institutionen selbst wohl kaum aufwiegen lassen wird. Sicherheitsinstitutionen und Hilfsorganisationen stellen lokal zentrierte Einrichtungen dar, die in aller Regel nicht dort anwesend sind, wo sie akut gebraucht werden. Sie müssen gerufen und alarmiert werden, und bis sie vor Ort eingetroffen sind, verstreicht Zeit, die für die Betroffenen oft lebensentscheidend ist. Genau an dieser Stelle ist wechselseitige Bürgerhilfe gefragt. Bereitschaft und Fähigkeit (1), zu entscheiden, ob professionelle Hilfe erforderlich ist (2), professionelle Hilfe zu rufen, wenn sie erforderlich erscheint, und (3) erste Hilfe zu leisten, bis professionelle Hilfe verfügbar ist – all dies ist zum Funktionieren professioneller Hilfe unabdingbar und muß bei einer großen Zahl von Bürgern vorausgesetzt werden. Die Ausdifferenzierung eines Hilfssystems in Form der Hilfsinstitutionen bedarf als Komplement der Hilfe der in Notsituationen unmittelbar anwesenden Bürger. Wie es mit dieser Hilfsbereitschaft bestellt ist, welche Faktoren darüber entscheiden, ob Menschen anderen in Notsituationen direkt oder indirekt behilflich sind, unter welchen Bedingungen Bürgerhilfe bei Notfällen und Straftaten stattfindet und welche Bedingungsfaktoren diese eher erschweren, ist Thema der folgenden Ausführungen.

2. Literatur und Datenmaterial

Der folgende Bericht fußt auf einer Sichtung und Auswertung einschlägiger Literatur und empirischer Untersuchungen zum Thema Hilfeleistungen in Notsituationen. Weder wurde – jenseits einer Reihe nützlicher Gespräche mit Berliner Feuerwehrleuten und Polizeibeamten – eine eigene Primärerhebung durchgeführt, noch konnte ein thematisches Datenmaterial ausfindig gemacht werden, das hätte sekundäranalytisch ausgewertet werden können. Folglich sind Tiefe und Weite der folgenden Ausführungen durch die in der Vergangenheit entwickelten Forschungsfragen und die darauf bezogenen Forschungsberichte limitiert.

Seit Mitte der 60er Jahre hat sich vor allem innerhalb der amerikanischen Sozialpsychologie ein Forschungszweig entwickelt, der sich mit Fragen der Hilfsbereitschaft, des prosozialen Verhaltens und der Intervention in Notsituationen beschäftigt (für einen Überblick vgl. Helmut E. Lück, 1975; Hans Werner Bierhoff, 1980). Fragt man nach der Gültigkeit der Ergebnisse in bezug auf die jeweils angewandte Forschungsmethode, so sind es vor allem die Feldexperimente, in denen natürliche Notsituationen fingiert wurden und das Verhalten der Versuchspersonen kontrolliert beobachtet wurde, die für sich den Anspruch hoher Validität erheben können. Gegenüber Befragungen zum Thema prosoziales Verhalten, wie sie jüngst vom Institut für Demoskopie Allensbach (1988) durchgeführt wurden, ist besondere Skepsis angebracht.

Einstellungen und Selbstbildnis von Befragten stimmen häufig nicht mit deren Handlungsweisen überein, und dies gilt besonders dann, wenn es sich bei dem abgefragten Sachverhalt um ein gesellschaftlich erwünschtes Verhalten handelt. Prosoziales Verhalten gilt als ein sozial hoch erwünschtes Handeln, entsprechend läßt sich vermuten, daß in Befragungen der Anteil an Personen, der sich hilfsbereit gibt, weit höher liegt als die Anzahl derer, die in Notsituationen auch faktisch intervenieren würden.

Eine solche Vermutung wird durch die Ergebnisse des hinter sinnigen Feldexperiments von John M. Darley und C. Daniel Batson (1973) unterstützt: 40 Theologiestudenten, die sich auf eine Predigt des Gleichnisses vom guten Samariter vorbereiten sollten und auf dem Weg in ein anderes Seminargebäude, in dem sie anschließend eine Predigt halten sollten, auf einen Mann trafen, der auf dem Boden lag und über Schmerzen klagte, zeigten sich in keiner Weise hilfsbereiter in ihren Handlungen als eine Kontrollgruppe, obwohl sie sich doch eben erst im Geiste mit Fragen der selbstlosen Hilfe beschäftigten und gerade dabei waren, andere dazu aufzurufen. Ein Samariter der Einstellung ist eben noch lange kein Samariter der Tat.

Bilden sozialpsychologische Feldexperimente auf der einen Seite eine solidere Grundlage für Aussagen über hilfreiches Verhalten als Einstellungsmessungen, so bleiben sie auf der anderen Seite auf eine fachspezifische Analyse von Mikrosituationen beschränkt, ohne die Verbindung zu makrostrukturellen Veränderungen herzustellen. Angesichts der Tatsache, daß von soziologischer Seite wiederum keinerlei Forschungen zum Thema Hilfeleistungen in Notsituationen unternommen wurden (z. B. über das Verhältnis von Großstadtentwicklung und Hilfeleistungen), stellt sich für die folgenden Ausführungen die Aufgabe, die gesicherten Befunde sozialpsychologischer Forschung darzustellen und zugleich mit makrosoziologischen Überlegungen zu verbinden, um zu generalisierbaren Aussagen über die Hilfsbereitschaft der Großstadtbevölkerung bei Straftaten und Unglücksfällen zu kommen. Die Gespräche mit einigen Beamten der Berliner Polizei und Feuerwehr hatten die Funktion, die am Schreibtisch entwickelten theoretischen Überlegungen an den Erfahrungen derer zu prüfen, die vor Ort mit Problemen der Hilfsbereitschaft der Bevölkerung konfrontiert sind.

II. Persönlichkeitsmerkmale als Voraussetzung für Hilfeleistungen

Unter Bürgerhilfe bei Straftaten und in Notsituationen seien Handlungen verstanden, denen die Intention zugrunde liegt, andere Menschen durch direktes oder indirektes Eingreifen aus einer Notlage zu befreien (vgl. Helmut E. Lück, 1983, S. 187). Der Bereich der Notlagen sei begrenzt auf plötzlich auftretende Notsituationen, in denen kurzfristige, einmalige und unmittelbare Hilfe erforderlich ist.

Unterbleibt in Notsituationen eine leistbare Hilfe, so wird dies – ist der Fall spektakulär genug und gerät in die Öffentlichkeit – als Versagen der Personen interpretiert, die hätten eingreifen können. Schaut man sich allerdings die Literatur an, die Persönlichkeitsmerkmale als relevante Variable zur Erklärung von Hilfeleistungen in den Mittelpunkt der Analyse gerückt hat, so ergeben sich kaum eindeutige Ergebnisse.

Geht man davon aus, daß die Voraussetzung für hilfreiches Verhalten in der Fähigkeit besteht, sich in die Lage des anderen, der hilfebedürftig ist, zu versetzen und mit Empathie dessen Lage nachzuempfinden, dann handelt es sich beim Hilfehandeln um eine spezifisch menschliche Fähigkeit, auch wenn sich Vorformen im Verhalten der Tiere beobachten lassen (vgl. Helmut E. Lück, 1975, S. 26 f.). Allerdings sind die Fähigkeiten für hilfreiches Verhalten nicht, wie die entwicklungspsychologischen Arbeiten von Piaget und Kohlberg gezeigt haben, von Beginn an entwickelt; sie müssen während der Sozialisation erworben werden. Moralisches Urteilsvermögen und die Fähigkeit, die Rolle eines Anderen zu übernehmen und nachzuempfinden, sind Voraussetzungen für Hilfeleistungen, die im Alter von ca. 10 Lebensjahren erworben werden (vgl. Valerie Kent, 1983) und entsprechend auch dann erst von Menschen erwartet werden können.

Fragt man über diese sozialisationsbedingte allgemeine Voraussetzung hinaus nach bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen, die eine erhöhte Hilfsbereitschaft erklären können, so scheint es allein die Persönlichkeitsvariable „Selbstsicherheit“ zu sein, die mit größerer Hilfsbereitschaft in einem Zusammenhang steht. Menschen, die selbstbewußt und handlungskompetent sind, zeigen sich hilfsbereiter als andere (vgl. Ulrich Kuhl, 1986). Dies scheint plausibel, wenn man sich die Besonderheit einer Notsituation veranschaulicht. Notsituationen sind außergewöhnliche Situationen, zu deren Meisterung man nicht auf eingespielte Handlungsroutinen zurückgreifen kann. Hat man die Situation richtig gedeutet? Soll man intervenieren? Wie soll man eingreifen? Richtet man nicht noch mehr Schaden an, wenn man hilft? All dies sind Unsicherheiten, die die Notsituation für

einen Beobachter kennzeichnen und häufig dazu führen, daß dieser gerade nicht eingreift. Kompensiert werden können solche Unsicherheiten der Situation durch eine entsprechende Portion an Selbstsicherheit und Handlungskompetenz der Personen selbst. Insofern bildet Selbstsicherheit als Persönlichkeitsmerkmal einen Ausgleich für die situative Unsicherheit von Notsituationen. Eine solche Vermutung wird empirisch unterstützt durch eine Befragung von Autounfallzeugen: Die Hälfte der Befragten, die Angaben machen konnten, gab an, daß eine „dominierende“ Person die Initiative ergriff (vgl. Stephan Metreveli, 1979, S. 34).

Neben der allgemeinen „Kompetenz“ Selbstsicherheit mögen es spezifische Fähigkeiten von Personen sein, die zur Bewältigung einer Notsituation eine entscheidende Rolle spielen. Ist zufällig ein Arzt, ein Krankenpfleger oder ein frisch in erster Hilfe geschulter Passant bei einem Unfall anwesend, so wird dieser eingreifen, gerade weil er auf eingespielte Routinen zurückgreifen kann, die Situation richtig zu deuten versteht und genau weiß, was in welcher Abfolge zu tun ist.

Daß man auf der Suche nach Persönlichkeitsvariablen, die die Hilfsbereitschaft von Menschen erklären können, nicht weiter fündig geworden ist (vgl. Bernd Köhler, 1977), bestärkt zugleich die Vermutung, daß es soziale Faktoren sind – Strukturen der Situation und der Interaktionsbeziehung zwischen Opfer und Helfer, eingebettet in einen Kontext makrostruktureller Bedingungen –, die die Bereitschaft von Menschen, anderen zu helfen, mitbestimmen. Welche Faktoren und Dimensionen sich hier als bedeutsame unterscheiden lassen, soll im folgenden diskutiert werden.

III. Sozialbeziehung zwischen Opfer und Helfer und deren Auswirkungen auf die Hilfsbereitschaft

Ob Bürger sich in Notsituationen wechselseitig helfen, hängt ganz entscheidend von der Art der Sozialbeziehung ab, die sie miteinander haben. Ob man miteinander verwandt, bekannt oder befreundet ist, ob es vor dem Notfall irgendeine Form der Kommunikation gegeben hat, in welchen sozialen Kategorien man sich während des Notfallereignisses wahrnimmt – Rasse, Schicht, Geschlecht, Statusmerkmale sind hier entscheidende Größen –, all dies sind Faktoren, die Einfluß nehmen auf die Frage, ob Menschen in Notsituationen intervenieren oder nicht.

1. Bekanntschaft

Daß bereits eine kurze Interaktion zwischen an sich Unbekannten die Interventionsbereitschaft in Notsituationen erhöht, konnten William Howard und William D. Crano (1974) experimentell nachweisen. Die Autoren differenzierten ihre Versuchsanordnung der Beobachtung des Verhaltens von Personen, die einen Diebstahl beobachten, in der Weise, daß in einem Fall das spätere Opfer des Diebstahls mit den anderen Anwesenden Kontakt aufnahm, indem es nach der Uhrzeit fragte, im zweiten Versuch keine Interaktion zwischen Opfer und Anwesenden stattfand. Allein die kurze Interaktionsepisode reichte aus, um die Hilfsbereitschaft signifikant zu erhöhen (vgl. auch Wolfgang Nowack, 1983). Offensichtlich konstituiert sich bereits über eine einfache Frage-/Antwort-Sequenz und die damit verbundene wechselseitige Wahrnehmung das Fundament einer Sozialbeziehung, die in rudimentärer Form Elemente der Verpflichtung und der Sympathie enthält.

Steigert flüchtige Bekanntschaft die Hilfsbereitschaft zwischen Menschen, so gilt dies erst recht, wenn es sich um gefestigtere Formen von Beziehungen handelt. Von Bekannten, Verwandten und Freunden kann in Notsituationen sicherlich zuverlässiger Hilfe erwartet werden als von Unbekannten. Zuneigung und Sympathie, wechselseitige Verpflichtungen, aber auch soziale Normen, daß man sich wechselseitig helfen soll, sind Bestandteile von Sozialbeziehungen, die die Hilfsbereitschaft erhöhen. An diesen sozialpsychologischen Befund über den Zusammenhang zwischen Bekanntheitsgrad zwischen Opfer und Helfer und der Hilfsbereitschaft lassen sich Überlegungen über die Auswirkungen von Großstadtstrukturen anschließen.

Großstädtische und ländliche Milieus unterscheiden sich nicht – wie man lange geglaubt hatte – durch die Tatsache, daß Stadtbewohner weniger in Freundes- und Verwandtschaftsnetzwerken integriert sind, wohl aber durch die Tatsache, daß Freundschaften und Verwandtschaftsbezüge weniger auf der Grundlage räumlicher Nähe gegründet sind. Freunde, Bekannte und Verwandte befinden sich bei Stadtbewohnern in unterschiedlichen Stadtteilen und sind meist nicht in unmittelbarer Nähe angesiedelt. In akuten Notsituationen ist man aber auf die in der Situation präsenten Personen angewiesen, und mit denen ist man in der Großstadt mit einer höheren Wahrscheinlichkeit weder bekannt, befreundet noch verwandt (vgl. Stanley Milgram, 1970). Genau in diesem Sinne ist eine Großstadt anonym. Die Beziehungslosigkeit zwischen den Menschen erklärt die hier geringere Bereitschaft zur Hilfe.

Wählt man geringe Bekanntschaft zwischen lokal Zusammenlebenden als ein Merkmal von Urbanität, dann differenziert sich der Bereich einer Großstadt in unterschiedliche Zonen von Urbanität. Gilt der experimentell nachgewiesene Zusammenhang zwischen Bekanntheitsgrad und Hilfsbereitschaft, dann läßt sich vermuten, daß die Interaktionsbereitschaft in Notsituationen in folgenden Bereichen besonders gering ist:

1. In Massensituationen wie in der U-Bahn, bei Massenveranstaltungen, in reinen Durchgangsverkehrsbereichen und in Einkaufszonen ist die Beziehungslosigkeit zwischen den anwesenden Personen wohl am stärksten ausgeprägt, entsprechend die Hilfsbereitschaft am geringsten.
2. In Stadtteilen mit hoher Mobilität der Bevölkerung ist die Chance des Aufbaus von integrativen Lokalbeziehungen geringer als in Gegenden mit stabil gebliebener einheimischer Bevölkerung. Entsprechend steht zu vermuten, daß in Bereichen mit geringer Mobilität die Hilfsbereitschaft stärker verbreitet ist.
3. In Stadtbereichen mit einer relativ geschlossenen kommunikativen Infrastruktur (Integration von Arbeits-, Konsum- und Freizeitbereich) ist die Chance der Entwicklung eines lokalen Beziehungsnetzes zwischen den Bewohnern höher, entsprechend die gegenseitige Hilfsbereitschaft stärker ausgeprägt.
4. Wohnbereiche, die für die Bewohner übersichtlich sind und die Möglichkeiten der Kontaktfindung zu den Nachbarn durch architektonische Vorkehrungen erleichtern, werden die Chancen für eine Sozialintegration der Bewohner steigern mit entsprechenden Auswirkungen auf die gegenseitige Hilfsbereitschaft.

Gelten diese formulierten Hypothesen, dann läßt sich nicht mehr von der Hilfsbereitschaft in der Großstadt sprechen. Stattdessen ergibt sich eine differenzierte Topographie je nach Anonymitätsgrad des Stadtteils und der diversen Zonen innerhalb eines Stadtteils. Dabei mag es im Einzelfall nicht einmal bedeutsam sein, daß man den in Not Geratenen persönlich kennt. Integrierte Stadtteile i. S. eines hohen wechselseitigen Bekanntheitsgrads der Bürger untereinander bilden soziale Klimata aus, die mit ihrer Integrationskapazität auch auf unbekannte Beziehungen ausstrahlen und eine gesteigerte Hilfsbereitschaft begründen können.

Daß die formulierten Hypothesen stimmen, dafür spricht zum einen die theoretische Plausibilität, mit der die sozialpsychologischen Befunde in den makrosoziologischen Bereich verlängert wurden, zum zweiten auch die mitgeteilten Erfahrungen der interviewten Polizei- und Feuerwehrbeamten, die durch eine Reihe von Beispielen auf die in den verschiedenen Stadtteilen unterschiedlich ausgeprägte Hilfsbereitschaft hinweisen.

2. Ähnlichkeit

Erhöht die Existenz von Sozialbeziehungen vor Eintreffen eines Notfalls die Chance, daß es zu Hilfeleistungen kommt, so erweisen sich die Sozialbeziehungen, die sich während eines Unfalls entwickeln, als ebenso bedeutsam für die Frage, ob es zu einer Intervention der Hilfe kommt oder nicht. Opfer eines Notfalls und mögliche Helfer nehmen sich in der Notfallsituation wechselseitig wahr. Merkmale wie Geschlecht, Alter, Haarschnitt und Kleidung, Hautfarbe und Habitus steuern die Wahrnehmung und führen zu einer Typisierung des anderen nach sozialen Dimensionen wie Rasse, Schicht, Bezugsgruppe und soziales Milieu. Auf diesem Wege konstituiert sich in Windeseile eine wenn auch allein durch Kognitionen gesteuerte Sozialbeziehung. Je nachdem, wie diese beschaffen ist, ändert sich die Bereitschaft, dem anderen zu helfen.

Eine entscheidende Dimension sozialer Beziehungen scheint dabei die der sozialen Ähnlichkeit zu sein. Je ähnlicher sich potentielle Helfer und Opfer in ihrer sozialen Typisierung sind, desto wahrscheinlicher ist, daß geholfen wird. Soziale Ähnlichkeit bezieht sich u. a. auf sozialen Status und Schicht. Ursula Rodenstock u. a. (1980) zeigen in ihrer Diskussion des Forschungsstandes und mittels einer eigenen Untersuchung, daß bei Autopannen signifikant häufiger von den Fahrern geholfen wird, deren Wagen zur selben Autokategorie (Kleinwagen, Mittelklassewagen, teurer Wagen) gehört wie das Pannenauto. Geht man davon aus, daß ein Autotyp

als Statusmerkmal dessen interpretiert wird, der den Wagen fährt, dann läßt sich schließen, daß Personen meist Hilfe von Personen mit ähnlichem Status erhalten.

Ein ähnlicher Befund ergibt sich bezüglich der Variable Hautfarbe und im Hinblick auf die über die Merkmale Kleidung und Haarschnitt zum Ausdruck kommende Variable Lebensstil. In einem Experiment wurden Autopannen vortäuschende langhaarige männliche weiße, kurzhaarige männliche weiße, weibliche weiße und männliche schwarze Hilfsbedürftige an der Straße in unterschiedlichen Vierteln positioniert, um die Hilfsbereitschaft der jeweiligen Stadtteilbevölkerung zu testen. Die Ergebnisse bestätigen die „Ähnlichkeitshypothese“. In einer dominant weißen Wohngegend erhielt der weiße Hilfsuchende die meiste Hilfe, in einer Gegend mit vorherrschend schwarzer Bevölkerung erhielt die schwarze Versuchsperson die meiste Hilfe, und in einem Hippiestadtteil war entsprechend der Langhaarige am erfolgreichsten im Anhalten vorbeifahrender Autos (vgl. Bernd Köhler, 1977).

Wie läßt sich die Wirksamkeit von sozialer Ähnlichkeit auf die Hilfsbereitschaft von Menschen erklären? Voraussetzung für eine Hilfeleistung ist die Fähigkeit, sich in die Lage dessen zu versetzen, der Hilfe benötigt, und dessen Situation nachzuempfinden. Dies mag besser gelingen, wenn der Hilfsuchende dem Helfenden ähnlich ist. Ähnlichkeit wiederum bestimmt sich in erster Linie über soziale Merkmale der Zugehörigkeit zu gleichen gesellschaftlichen Gruppen. Solche Merkmale sind Hilfsgrößen bei den ständig laufenden Versuchen, im Hinblick auf einen persönlich Unbekannten herauszufinden, ob er ein Mensch ist wie man selbst. Erst wenn sich diese Überzeugung gebildet hat, steigt die Selbstsicherheit im Verhalten zu diesem Unbekannten.

An die in der sozialpsychologisch empirischen Forschung bestätigte Ähnlichkeitshypothese lassen sich wiederum soziologische Überlegungen anschließen. Großstädte sind nicht nur durch eine hohe Bevölkerungsanzahl und Dichte gekennzeichnet, sondern auch durch die Heterogenität der dort ansässigen Bevölkerung. Formen der Arbeitsteilung und der Berufsdifferenzierung sind hier am ausgeprägtesten. Ethnische Vielfalt, eine Vielzahl an subkulturellen Milieus mit eigenen Norm- und Regelsystemen und heterogenen Lebensstilen kennzeichnen Urbanität. Entsprechend gering ist die Ähnlichkeit zwischen den Gruppierungen, gemeinsame Nenner sind kaum auffindbar. Je sozial heterogener eine Bevölkerung zusammengesetzt ist und je stärker die Subgruppen gegeneinander geschlossen sind, desto geringer ist die Hilfsbereitschaft über den Bereich der eigenen Bezugsgruppe hinaus. Auch in diesem Fall gilt es, zwischen

unterschiedlichen Urbanitätsgraden i. S. einer sozial heterogenen Zusammensetzung einer Großstadt zu unterscheiden. Entsprechend unterschiedlich wird die Hilfsbereitschaft in verschiedenen Stadtteilen sein. Empirische Untersuchungen über diesen theoretisch plausibilisierten Zusammenhang liegen bis dato nicht vor.

Neben dem Merkmal soziale Ähnlichkeit spielen die Kriterien Geschlecht und Alter des in Not Geratenen eine entscheidende Rolle bei der Beziehungskonstitution zwischen Opfer und Helfer. Experimente zeigen, daß die Hilfsbereitschaft gegenüber Frauen, Kindern und alten Menschen besonders ausgeprägt ist (vgl. William Austin 1979; William Howard und William D. Crano, 1974). Gesellschaftliche Normen des Schutzes des Schwachen werden hier offensichtlich aktiviert und führen zu einer verstärkten Hilfsbereitschaft. Dabei scheint es wichtig zu sein, daß die Schwäche des Notleidenden ein askriptives Merkmal ist, er als nicht selbst verantwortlich für die Notlage von den potentiellen Helfern gedeutet wird. In den Fällen, in denen die geringe Fähigkeit, sich selbst zu helfen, dem Opfer selbst zugeschrieben wird, bleibt die Hilfe signifikant häufiger aus. Weiblichkeit, Alter und Kindheit sind sozial typisierte Wahrnehmungsmerkmale für nicht selbstverschuldete „Schwäche“, die eine besondere Hilfsbereitschaft zu aktivieren vermögen.

Die Struktur der Sozialbeziehung zwischen Hilfesuchenden und möglichen Helfern – dies sollte das Kapitel gezeigt haben – hat einen prägenden Einfluß auf die Hilfsbereitschaft von Bürgern. Die Hilfsbereitschaft ist wohl am stärksten ausgeprägt, wenn zwischen Opfer und Helfer bereits vor der Notsituation eine Sozialbeziehung bestanden hat, die dann in der Notlage aktiviert werden kann. Je urbaner der Lebensraum, desto unwahrscheinlicher wird dies allerdings der Fall sein. Konstituiert sich erst in der Notlage eine soziale Beziehung zwischen Hilfesuchenden und Helfern, dann ist für die Frage der Hilfsbereitschaft entscheidend, ob beide Parteien Merkmale sozialer Ähnlichkeit aufweisen (Schicht, Status, Ethnie, Lebensstil). Je urbaner ein Gebiet, desto unwahrscheinlicher wird dies der Fall sein, entsprechend geringer wird die Hilfsbereitschaft sein. Schließlich wird die Hilfsbereitschaft gesteigert, wenn der Hilfesuchende aufgrund der sozialen Merkmale Geschlecht, Kindheit und Alter die soziale Norm der Hilfe gegenüber Schwachen zu aktivieren vermag.

IV. Struktur der Notsituation und ihre Auswirkung auf die Hilfsbereitschaft

Neben Persönlichkeitsmerkmalen der Helfenden und der Struktur der Sozialbeziehung zwischen Hilfesuchendem und Helfer ist es die Notsituation selbst mit ihren verschiedenen Dimensionen, die die Hilfsbereitschaft von Bürgern mitprägt.

1. Ambiguität des Notfallereignisses

Voraussetzung für Hilfe in Notsituationen ist, daß ein Ereignis überhaupt als Notfall interpretiert wird. Nur dann ist die Bedingung für eine Intervention geschaffen. Damit diese Bedingung erfüllt ist, muß ein Ereignis zum einen eine bestimmte Aufmerksamkeitsschwelle überschreiten (1), zudem Zeichen und Signale eines Notfalls aufweisen (2). Weiterhin macht es einen Unterschied bezüglich der Hilfsbereitschaft, ob sich ein Notfall im Bereich des Öffentlichen oder des Privaten ereignet (3).

- 1.1 Großstädtische Milieus scheinen die Wahrnehmungsstruktur ihrer Bewohner in einer Weise zu beeinflussen, die für eine Interventionsbereitschaft in Notsituationen nicht gerade vorteilhaft ist. Georg Simmel sprach in einem um die Jahrhundertwende erschienenen Aufsatz über das „Nervenleben“ der Großstadt (Neuaufgabe 1983) von einer für Großstadtbewohner typischen Blasiertheit und Gleichgültigkeit. In Städten mit hoher Bevölkerungsdichte ist die Anzahl der von den Bewohnern wahrnehmbaren und miterlebten Notfälle weit größer als in ländlichen Gebieten. Während auf dem Land der ausfahrenden Feuerwehr noch eine Kolonne von Autos mit Neugierigen folgt, finden die Einsätze der Feuerwehr in der Großstadt weit weniger Beachtung, der Klang des Martinshorns gehört mit zur alltäglichen Erfahrung. Eine für Großstädte typische Überfrachtung mit Informationen, Ereignissen und Kommunikationsangeboten führt zu dem, was Stanley Milgram (1970) mit dem Begriff des „overloads“ beschrieben hat. Eine verstärkte Selektivität der Wahrnehmung ist die Folge. Eine dauerhafte Konfrontation mit Problemsituationen wird durch eine Ablenkung der Wahrnehmung reguliert, nur große Ereignisse finden überhaupt noch Aufmerksamkeit und Resonanz.

Eine zweite Besonderheit großstädtischer Milieus, die die Wahrnehmungschancen eines Ereignisses als Notfall mitbestimmt, kommt hinzu. Die besondere räumliche Dichte von Ballungsgebieten bewegt deren Bewohner dazu, bei mangelnder räumlicher Distanz zu Unbe-

kannten die soziale Distanz zu ihnen zu erhöhen und die eigene Besonderheit durch individuelle Etikette in Form von Mode, Verhaltensweisen und der Inszenierung von Lebensstilen zu unterstreichen. Distanz zu anderen und Hinwendung zum eigenen Selbst in Form von Stilisierungsversuchen in der Funktion des Selbstschutzes bilden eine Seite der Medaille, deren Kehrseite in einer geringeren Aufmerksamkeit für die Belange der Mitmenschen besteht. Auch dies hat zur Folge, daß Personen, die in Not geraten sind, sich schon wortstark melden müssen, damit sie den Schutzschild an Gleichgültigkeit durchdringen. Erst wenn der Schwellenwert der Aufmerksamkeitssicherung überschritten wird, kann der Appell zur Hilfe überhaupt wahrgenommen werden.

- 1.2 Wird ein Zwischenfall von Passanten wahrgenommen, so ist für deren Hilfsbereitschaft weiterhin entscheidend, ob das Ereignis eindeutige Merkmale eines Notfalls aufweist. Dies ist nicht immer gegeben. Bedarf ein Stadtstreicher, der in einer U-Bahn-Unterführung liegt, der Hilfe, oder schläft er nur seinen Rausch aus? Gehört ein lautstarker Streit zwischen Ehepartnern zu deren eingespielten Konfliktritualen oder droht eine gewaltsame Eskalation, die die Intervention von Dritten erforderlich macht? Je eindeutiger ein Zwischenfall als ein Notfall zu erkennen ist, je wahrscheinlicher ist, daß einer der Passanten zu Hilfe kommt (vgl. Junji Harada, 1985). Hier ist auch das Opfer eines Notfalls gefordert, den Passanten eindeutig mitzuteilen, daß es Hilfe benötigt.

Fragt man nach den Motiven für eine geringere Hilfsbereitschaft in den Situationen, die nicht eindeutig als Notsituationen gekennzeichnet sind, dann ist es wohl vor allem die Furcht potentieller Helfer, sich durch eine mögliche Überreaktion, ausgelöst durch eine Falschdeutung der Situation, zu blamieren. Aktiv einzugreifen und zu helfen bedeutet, aus der Anonymität hervorzutreten und sich zu exponieren. Erst dadurch, daß man interveniert, gibt man zu erkennen, daß man sich in der Deutung der Situation vertan hat. Um eine solche Blamage zu vermeiden, verharren Menschen häufig in Passivität.

- 1.3 Wird ein Zwischenfall wahrgenommen und wird er zugleich als Notfall wahrgenommen, dann erweist sich für die Hilfsbereitschaft weiterhin als bedeutsam, ob das Ereignis im Bereich des Privaten oder in der Sphäre der Öffentlichkeit angesiedelt ist. Handlungsfelder unterscheiden sich u. a. dadurch, ob sie in einer Gesellschaft als private oder öffentliche Bereiche definiert sind. Das, was heute gleichsam naturgemäß als privat erscheint, erweist sich in einer historisch vergleichenden Perspektive als durchaus variabel und als normative Festlegung.

Die Bereiche der Familie, der Intimität und des Wohnens gehören in unserer Gesellschaft zum Bereich des Privaten, der – auch vom Gesetzgeber nach außen geschützt – primär Angelegenheit derer ist, die in dem Feld miteinander umgehen. Interventionen von außen werden dann oft als Einmischungen interpretiert und zurückgewiesen. Eignet sich eine Notsituation im Bereich des Privaten – in der Wohnung des Nachbarn zum Beispiel – dann erweist sich der normative Schutzschild des Privaten für eine Intervention von außen als nicht gerade hilfreich. Nachbarn, Passanten oder andere Außenstehende antizipieren, daß ihr Eingreifen möglicherweise als Einmischung interpretiert werden könnte und sind genau deswegen weniger bereit, z. B. die Polizei zu alarmieren oder aber selbst aktiv zu werden.

Empirische Anhaltspunkte zugunsten dieser Überlegungen ergeben sich bei einem Vergleich zweier Fragen aus der Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach (1988). Auf die Frage, ob man, wenn man nachts Schreie aus einer anderen Wohnung hören würde, etwas unternehmen würde, bekunden nur 36 % der Bundesbürger, auf jeden Fall etwas zu tun. Umgekehrt aber würden 58 % der Bürger im Falle einer Frau, die von einem Betrunknen belästigt wird, etwas unternehmen. Man könnte diesen Unterschied als eine empirische Bestätigung der Vermutung deuten, daß die Bereitschaft, in private Bereiche zu intervenieren, deutlich geringer ist als dies für öffentliche Bereiche der Fall ist.

2. Die Bedeutsamkeit der Anzahl der Beobachter einer Notsituation

Zu kaum einer Variable, die die Hilfsbereitschaft von Menschen beeinflußt, liegen so viele sozialpsychologische Untersuchungen vor, wie zu der der Bedeutsamkeit der Quantität der Beobachter eines Notfallereignisses. In einem mittlerweile klassischen Experiment konnten John M. Darley und Bibb Latané (1986) zeigen, daß mit zunehmender Anzahl der Beobachter eines Notfalls die Interventionswahrscheinlichkeit nicht ansteigt, sondern ganz im Gegenteil absinkt: Studenten, die alleine in einem Raum warteten, in den Rauch eindrang, erwiesen sich als weit aktiver als Studenten, die in Gruppen warteten. Experimente mit anderen Notsituationen kommen zu einem ähnlichen Ergebnis (vgl. Bibb Latané und Steve Nida, 1981). Wie läßt sich dieser Befund interpretieren? Drei unterschiedliche Prozesse spielen hier eine Rolle.

- 2.1 Bei der Diskussion der Bedeutung der Eindeutigkeit von Notfallereignissen hatten wir bereits gesehen, daß eines der Motive, weshalb die Interventionsbereitschaft bei nicht eindeutig als Notfall erkennbaren

Ereignissen sinkt, in der Furcht vor einer Blamage durch eine Fehldeutung zu suchen ist. Eine solche Bewertungsangst durch andere ist aber nur dann wirksam, wenn überhaupt eine Öffentlichkeit in Form von anderen Anwesenden besteht. Ist man alleine Zeuge eines vermeintlichen Unfalls, dann kann man sich durch eine Fehldeutung der Situation auch nicht vor anderen blamieren.

- 2.2 „Diffusion der Verantwortung“ ist der Begriff, mit dem die zweite Wirkungsdimension des Einflusses der Anzahl der Beobachter eines Notfalls auf die Hilfsbereitschaft beschrieben wird. Sind mehrere Personen anwesend, dann glaubt jeder, daß doch der andere intervenieren könnte. Die Eigenverantwortung sinkt, die Hilfsbereitschaft läßt nach. Ist man hingegen alleine Zeuge eines Unfalls, dann trägt man die Gesamtverantwortung dafür, ob geholfen wird oder nicht.
- 2.3 In einem weiteren Punkt kann sich die Anzahl an Zeugen negativ auf die Hilfsbereitschaft auswirken. Gerade bei nicht eindeutigen Notfallereignissen werden die Zeugen des Unfalls die Reaktionen der anderen Zeugen wahrnehmen, bevor sie handeln. Machen dies alle Anwesenden wechselseitig, dann beobachten sie bei den jeweils anderen, daß diese in Passivität verharren, was dann bei jedem zu dem Schluß führen kann, daß die anderen Zeugen das Ereignis für ungefährlich halten. Das Ergebnis eines solchen sich wechselseitig steigernden Prozesses ist eine „Ignoranz“ gegenüber dem Notfallereignis („pluralistic ignorance“), eine Intervention bleibt aus.

Da alle drei Prozesse – Bewertungsangst, Diffusion der Verantwortung, pluralistische Ignoranz – in dieselbe Richtung wirken, ist es wahrscheinlich, daß sie sich wechselseitig verstärken, so daß die Anzahl der Zeugen tatsächlich eine entscheidende Variable zur Erklärung von Hilfsbereitschaft darstellt.

Findet zu Beginn der Wahrnehmung eines Notfalls eine Intervention nicht statt, dann läßt sich vermuten, daß die Eigendynamik der Situation dafür sorgt, daß auch in der Folge keine Hilfeleistungen stattfinden. Die ersten Handlungen von Passanten strukturieren in gewisser Weise die Folgehandlungen. Jeder, der nicht interveniert, gerät unter Konsistenzdruck der einmal getroffenen Entscheidung. Notsituationen sind in der Regel Situationen unter hohem Zeitdruck, je weiter die Zeit fortschreitet, desto schlechter wird die Lage des Notleidenden. Passanten und Zeugen sehen und erkennen dies vielleicht, werden aber ihre Entscheidung, nicht zu intervenieren, möglicherweise beibehalten, weil sie sich sagen, daß sie ja dann hätten früher eingreifen können, als der Schaden noch geringer war. Auf diese Weise kann ein

Selbstlauf der Situation entstehen, der zu einem Paradox führt: Auf der einen Seite wird immer deutlicher, daß man hätte intervenieren müssen, auf der anderen Seite verstärkt sich die Selbstverpflichtung, den einmal getroffenen Entschluß beizubehalten. Eine Korrektur dieser Entscheidung käme einem offenen Schuldeingeständnis gleich.

3. Die Kosten von Hilfeleistungen

Hilfeleistungen sind Handlungen, die je nach Art der Notsituation von den Helfenden einen Einsatz an Zeit, Risiko und psychischer Überwindung verlangen. Man kann diese Faktoren als Kosten eines Hilfeinsatzes bezeichnen und davon ausgehen, daß mit Zunahme der antizipierbaren Kosten einer Hilfe die Hilfsbereitschaft nachläßt. Dabei lassen sich unterschiedliche Kostenfaktoren unterscheiden.

- 3.1 Stehen potentielle Hilfeleistende unter Zeitdruck oder erweist sich eine zu leistende Hilfe schon im vorhinein als zeitaufwendig, dann ist die Hilfsbereitschaft geringer. In dem bereits erwähnten Experiment mit Theologiestudenten, die das Gleichnis vom Samariter predigen sollten, wurde einem Teil der Versuchspersonen erzählt, daß sie den Ort, an dem sie den Vortrag halten sollten, möglichst schnell erreichen sollten, während der zweiten Gruppe mehr Zeit gelassen wurde. Die Gruppe, die nicht unter Zeitdruck ihr Ziel erreichen mußte, zeigte sich signifikant hilfsbereiter als die Versuchspersonen, die unter Zeitdruck standen (vgl. John Darley und C. Daniel Batson, 1973). R. Lance Shotland (1985) weist auf eine von ihm durchgeführte Untersuchung hin, in der die Anzahl der Hilfeleistenden um die Hälfte sank, wenn die Hilfeleistung statt 30 bis 45 Sekunden ungefähr 90 Sekunden in Anspruch nahm. Auch die Erfahrungen der von uns interviewten Polizeibeamten spricht dafür, daß die Zeitkosten von Hilfsbereitschaft ein bedeutsamer Faktor zur Erklärung von Interventionsbereitschaft darstellen. Nicht der Zeitverlust durch die Hilfe selbst, sondern die Folgekosten in Form von Zeugenaussagen und Scherereien mit Behörden würden viele Bürger abschrecken zu helfen.

Nun kann man auch an dieser Stelle fragen, welche gesellschaftlichen Bedingungen Zeit zu einer knappen Ressource werden lassen, so daß die Kosten für eine Hilfe steigen und diese entsprechend unwahrscheinlicher wird. Georg Simmel (1984) hat den Lebensstil der Moderne, wie er vor allem im Großstadtleben zum Ausdruck kommt, durch die Merkmale der Schnellebigkeit, der Hektik und der subjektiv empfundenen Zeitknappheit beschrieben. Mangelnde Muße, dauer-

hafte terminliche Verplanung des Alltags verbunden mit einem Gefühl des Getriebenseins, scheinen gerade für Großstadtmenschen typische Kennzeichen zu sein. An Verkehrsknotenpunkten, die reine Durchlaufstationen sind, finden sie ihren besonderen Ausdruck. Hier läßt man sich nur wenig von den eingeschlagenen Plänen und Wegen abbringen, Hilfesuchende haben hier nur geringe Chancen.

3.2 Neben Zeitverlust ist das Risiko, selbst durch einen Hilfeinsatz verletzt zu werden, ein Kostenfaktor, der die Hilfsbereitschaft beeinflusst. Wird eine Frau von einem Mann belästigt, so wird man sich vor einer Intervention überlegen, ob man es denn mit dem Angreifer auch aufnehmen kann. Daß die Hilfsbereitschaft der Frauen insgesamt etwas geringer ist als die der Männer, wie das Institut für Demoskopie Allensbach (1988) festgestellt hat, mag auch mit den für Frauen oft höheren Kosten zusammenhängen. Auffallend ist nämlich, daß Frauen gerade bei solchen Problemfällen schlechter als die Männer abschneiden, bei denen es um einen körperlichen Einsatz geht (z. B. einer Frau zu helfen, die von einem Betrunkenen belästigt wird). In den Fällen aber, in denen eine mögliche Intervention keine Kosten in Form einer eigenen körperlichen Bedrohung mit sich bringen würde (z. B. die Polizei zu alarmieren), stehen die Frauen den Männern bezüglich der Hilfsbereitschaft in nichts nach. Andere sozialpsychologische Experimente unterstützen die These, daß mit steigendem Risiko des Einsatzes die Hilfsbereitschaft nachläßt (vgl. Jane Allyn Piliavin u. a. 1981, S. 91 ff.).

3.3 Ein dritter Kostenfaktor, der bei einem Hilfeinsatz zu Buche schlagen kann, wird in der Literatur mit psychischer Aversion beschrieben (vgl. Jane Allyn Piliavin u. a. 1981, S. 88). Piliavin u. a. stellten bei einem in einem U-Bahn-Zug in New York durchgeführten Experiment fest, daß die Hilfsbereitschaft signifikant sinkt, wenn der ohnmächtige Hilfesuchende mit Blut beschmiert ist. Ekel und Aversion gegenüber Blut und eine mögliche Beschmutzung der eigenen Kleider werden als mögliche Kosten eines Einsatzes interpretiert und lassen entsprechend die Interventionsbereitschaft sinken.

Bilden die Kosten einer Intervention in Notsituationen einerseits eine entscheidende Variable, die Einfluß auf die Frage hat, ob geholfen wird oder nicht, so wird andererseits deren Wirksamkeit abgeschwächt, wenn es sich um einen schwerwiegenden und auf schnelle Abhilfe drängenden Notfall handelt. Offensichtlich ist dann der Appellcharakter des Notereignisses so stark, daß Kostenerwägungen hintangestellt werden (vgl. Jane Allyn Piliavin u. a. 1981, S. 112).

War das Ziel der vorangegangenen Kapitel, Bestimmungsfaktoren und damit Ursachen für unterlassene Hilfeleistungen zu diskutieren, so soll im folgenden diese statische Perspektive durch eine dynamische ergänzt und der Frage nachgegangen werden, ob sich eine Abnahme der Hilfsbereitschaft zwischen Bürgern feststellen läßt.

V. Nachlassende Hilfsbereitschaft in der Bevölkerung – ein Artefakt der öffentlichen Meinung?

Daß die Hilfsbereitschaft der Bevölkerung vor allem in den Großstädten beständig abnimmt, scheint ein feststehendes Urteil der öffentlichen Meinung zu sein. Noch vor wenigen Wochen konnte man in den Tageszeitungen, ausgelöst durch die Veröffentlichung der Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach, das Klagegedicht von der nachlassenden Bürgerhilfe lesen. Auch der thematischen Vorgabe dieses Gutachtens liegt die Unterstellung einer nachlassenden Hilfsbereitschaft zugrunde, wenn dort von „schwindender Bereitschaft“ die Rede ist.

Nun muß man bedenken, daß der Presse und den Medien insofern eine verzerrende Perspektive der Wahrnehmung eigen ist, daß sich vor allem spektakuläre Fälle unterlassener Hilfeleistung zu einer „story“ verarbeiten lassen. Hier fallen Wertehorizont und faktisches Handeln weit auseinander, was bei den Zuschauern moralische Entrüstung auslöst und den Medien hohe Lese- und Einschaltquoten sichert. Die vielen kleinen wechselseitigen Hilfen zwischen Bürgern sind in weit geringerem Maße für eine Medienresonanz geeignet und finden entsprechend weniger Gehör. Ein verzerrtes Abbild der faktischen Hilfsbereitschaft könnte die Folge sein.

Die Fachliteratur gibt zur Frage einer gewandelten Hilfsbereitschaft keine eindeutigen Antworten. Eine Studie, die die Hilfsbereitschaft zu zwei weit auseinanderliegenden Zeitpunkten gemessen hätte, um auf dieser Basis einen Vergleich zu ermöglichen, liegt nicht vor.

Versucht man andere empirische Untersuchungen und theoretische Überlegungen auf die Frage nach einem Wandel der Hilfsbereitschaft auszulegen, so ergibt sich ein vielschichtiges Bild.

1. Stephan Metreveli (1979) hat im Auftrag der Bundesanstalt für Straßenwesen die Zeugen von 48 Autounfällen interviewt. In allen beobachteten Fällen wurde von zumindest einem Helfer tatkräftig geholfen. In einem Überblick über verschiedene sozialpsychologische Experimente kommen Jane Allyn Piliavin u. a. (1981, S. 109 ff.) zu dem Ergebnis, daß in fast allen Fällen, in denen die Notlage des Hilfesuchenden schwerwiegend und eindeutig war, es zu Hilfeleistungen kam. Offensichtlich ist die faktische Hilfsbereitschaft der Bevölkerung stärker als ihr Image in der Öffentlichkeit.

2. Aus der Repräsentativbefragung des Instituts für Demoskopie Allensbach (1988) lassen sich keine Aussagen über eine gewandelte Hilfsbereitschaft ableiten, auch wenn dies in der Presse geschieht: „Hilfsbereitschaft verkommt zu einer unbekanntem Tugend. Tendenz zunehmend: die neue Gleichgültigkeit“ (Berliner Morgenpost, 3. 7. 88, S. 48). Das Allensbacher Institut hatte nur zu einem Zeitpunkt befragt, ein Vergleich mit der Hilfsbereitschaft zu einem früheren Zeitpunkt ist also nicht möglich. Selbst wenn man einen Vergleich der Alterskohorten bezüglich deren Aussagen zur Hilfsbereitschaft als Indikator für sozialen Wandel nimmt, läßt sich nicht von einer abnehmenden Hilfsbereitschaft sprechen. Für manche Problemlagen ist die Hilfsbereitschaft der jüngeren tatsächlich geringer als die der älteren Mitbürger, für andere Problemfälle gilt aber genau das Gegenteil. So ist die Bereitschaft junger Leute, einem Polizisten zu helfen, der in Bedrängnis geraten ist, oder einen Ladendiebstahl anzuzeigen, geringer als die der Gesamtbevölkerung; umgekehrt gilt aber, daß die Bereitschaft, unmittelbar in Not geratenen Bürgern zu helfen (z. B. einer Frau, die von einem Betrunknen belästigt wird), in der jungen Generation stärker ausgeprägt ist. Von einem eindimensionalen Wandel in Richtung nachlassender Hilfsbereitschaft kann also nicht die Rede sein.
3. Von den von uns interviewten Feuerwehrbeamten wurde ein zweiseitiges Bild gezeichnet. Einerseits sei die Bereitschaft der Bürger, selbst in Notsituationen zu helfen, gesunken, andererseits sei z. B. die Bereitschaft, die Feuerwehr zu rufen, gestiegen. Gestiegene Meldebereitschaft und gleichzeitig gesunkene Hilfsbereitschaft spiegeln den Prozeß der Ausdifferenzierung von Hilfe aus dem Bereich der unmittelbaren Hilfe der Anwesenden und die Übertragung auf Organisationen der professionellen Hilfe. Das Anspruchsniveau der Bürger, so die Beamten, sei gestiegen, für zunehmend mehr Fälle und Ereignisse werde die Feuerwehr gerufen.

Die von der Feuerwehr selbst erhobenen Daten lassen allerdings keinen Rückschluß auf eine nachlassende Hilfsbereitschaft der Bürger zu. Tabelle 1 weist die Zahlen der durch die Feuerwehr Geretteten und vor Eintreffen der Feuerwehr geretteten Personen bei Bränden und technischen Hilfeleistungen für den Zeitraum von 1979 bis 1987 aus. Wählt man den Prozentsatzanteil der vor dem Eintreffen der Feuerwehr geretteten Personen als Indikator für die Hilfsbereitschaft der Bürger, so sieht man, daß sich für den erhobenen Zeitraum kein Trend weder in Richtung einer Zunahme noch in die einer Abnahme der Hilfsbereitschaft ergibt.

Tabelle 1:

Bei Bränden und anderen technischen Hilfeleistungen der Berliner Feuerwehr gerettete Personen in den Jahren 1979 bis 1987

Zeitpunkt der Rettung	1979	1980	1981	1982	1983	1984	1985	1986	1987
	%	%	%	%	%	%	%	%	%
	(n)								
bei Bränden gerettete Personen									
vor dem Eintreffen der Feuerwehr	24,9 (85)	17,6 (68)	23,1 (87)	20,2 (69)	20,6 (87)	24,2 (97)	24,7 (156)	20,8 (75)	27,7 (96)
nach dem Eintreffen der Feuerwehr	74,2 (253)	82,3 (315)	76,9 (289)	79,8 (272)	77,0 (291)	75,6 (303)	75,3 (476)	79,2 (286)	72,3 (251)
Summe(n)	341	383	376	341	378	400	632	361	347
bei technischen Hilfeleistungen gerettete Personen									
vor dem Eintreffen der Feuerwehr	27,0 (24)	26,8 (41)	25,8 (23)	19,8 (20)	17,4 (16)	49,1 (55)	19,1 (16)	29,4 (207)	31,4 (16)
nach dem Eintreffen der Feuerwehr	73,0 (65)	73,2 (112)	74,2 (66)	80,2 (81)	82,6 (76)	50,9 (57)	81,0 (68)	70,6 (48)	68,6 (35)
Summe (n)	89	153	89	101	92	112	84	68	51
Summe (N)	430	536	465	442	470	512	716	429	398

Quelle: Jahresberichte der Berliner Feuerwehr 1979 bis 1987

Allerdings ist der hier gewählte Indikator für Hilfsbereitschaft sicherlich problematisch. Zum einen ist die Feuerwehr bei der Erhebung der Frage, wieviele Personen vor ihrem Eintreffen gerettet wurden, auf die Informationen der Passanten und Zeugen angewiesen. Bedenkt man, daß es sich bei Notfällen in der Regel um Paniksituationen handelt, ist Zweifel an der Zuverlässigkeit der Informationen angebracht. Zum zweiten umfaßt der Begriff geretteter Personen eine Vielzahl von Ereignissen, die aber sehr unterschiedliche Tatbestände darstellen. Selbstrettung und die Rettung anderer Personen, das unproblematische Hinausgehen aus einem brennenden Haus und eine tollkühne Bergungsaktion – all dies gehört in ein und dieselbe Erhebungskategorie. Insofern sind die Zahlen der Feuerwehrstatistik in unserem Zusammenhang mit Vorsicht zu interpretieren.

4. Lassen sich empirisch gesicherte Aussagen über die Frage einer gewandelten Hilfsbereitschaft nicht formulieren, so sprechen die angestellten theoretischen Überlegungen allerdings für eine nachlassende Hilfsbereitschaft. Wir hatten bei der Rekonstruktion der Variablen, die die Hilfsbereitschaft mitbeeinflussen, gesehen, daß ein Teil der Faktoren selbst wiederum durch makrostrukturelle Verschiebungen beeinflußt wird: Hohe Mobilität, geringe kommunikative Infrastruktur, das Überhandnehmen von Massensituationen, hohe Differenziertheit der Lebensstile, Überflutung der Wahrnehmung, hoher Zeitdruck – all dies sind Erscheinungen von großstädtischen Milieus, die – wählt man eine Langzeitperspektive – seit der Jahrhundertwende beständig an Bedeutung gewonnen haben. Entsprechend läßt sich ein negativer Effekt auf das Hilfeverhalten der Bevölkerung vermuten. Ob die seit den 70er Jahren versuchten Gegensteuerungen in Form der Förderung stadtteilspezifischer Kultur, der Absage an die gigantischen Wohnsiloprojekte und Förderung kommunikativer Strukturen hier zu Änderungen auch für den Bereich der Hilfsbereitschaft geführt haben, läßt sich nicht beurteilen. Auch hierzu fehlt einfach das empirische Material.

Dieser Befund einer unangebrachten empirischen Datenlage gilt nun für die Frage nach einem Wandel der Hilfsbereitschaft insgesamt. Es liegen keine gesicherten Ergebnisse vor, die die Frage, ob die nachlassende Hilfsbereitschaft der Großstadtbevölkerung ein Artefakt der öffentlichen Meinung oder eine angemessene Beschreibung der sozialen Wirklichkeit ist, entscheidbar machen.

VI. Zusammenfassung und Schlußfolgerungen

Ob Menschen in Notsituationen intervenieren und helfen, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab, die sich zum Teil wechselseitig verstärken, zum Teil entgegengerichtete Wirkungszonen besitzen und zusammen ein Kräftefeld aufspannen, das den Entscheidungsprozeß der einzelnen mitbestimmt. Bilanziert man die sozialpsychologische Literatur zum Thema, so sieht man, daß neben dem Persönlichkeitsmerkmal „Selbstsicherheit“ es vor allem soziale Variablen sind, die die Hilfsbereitschaft beeinflussen. Bekanntheitsgrad und Ähnlichkeit bezüglich sozialer Merkmale zwischen Opfer eines Notfalls und möglichen Helfern, der Rückgriff auf gesellschaftlich bereits definierte Hilfsbeziehungen (zu Kindern und alten Menschen), die Eindeutigkeit des Notfallereignisses, die Frage, ob der Notfall im Bereich der öffentlichen oder privaten Sphäre angesiedelt ist, die Anzahl an Zeugen und die Kosten einer möglichen Intervention für die potentiellen Helfer – dies sind die wichtigsten Dimensionen, die die Mikrosituation eines Notfalls strukturieren.

Für einen Teil der Variablen kann man vermuten – ohne daß empirische Ergebnisse vorlägen –, daß sie selbst von makrostrukturellen Faktoren, insbesondere der Qualität großstädtischer Milieus, abhängen. Hohe Mobilität, kommunikationshemmende Stadtstrukturen und Bauweisen, die Anonymisierung von Sozialbeziehungen und die Entstehung von Massensituationen sind Momente, die einer Integration der Bevölkerung nicht gerade dienlich sind – mit entsprechend negativen Effekten hinsichtlich der Bedingungen, anderen zu helfen. Die Überflutung der Wahrnehmung mit Reizen und Informationen, die Heterogenität der Lebensstile und der Zeitdruck, unter dem besonders Großstadtmenschen stehen, sind Faktoren, die es erschweren, überhaupt zu bemerken, wann und wo ein Notfall vorliegt, der den eigenen Einsatz erfordert.

1. Hauptbedingungen ausbleibender Bürgerhilfen

Versucht man, die Vielzahl der im einzelnen wirksamen Bedingungen für Unterstützungsverhalten von Bürgern zu resümieren, so warnen wir (1) davor, einer vorschnellen Moralisierung der erkennbaren Defizite das Wort zu reden und davon auszugehen, daß die alte Tugend der Hilfsbereitschaft bei einer immer größeren Zahl von Menschen zu einer „neuen Gleichgültigkeit“ verkommen sei. Abgesehen davon, daß die vorhandenen Daten und Forschungsbefunde nicht zulassen, Feststellungen über Entwicklungen und Trends zu treffen – selbst wenn belegbar wäre, daß die Zahl der Fälle ständig steigt, in denen Bürger anderen Bürgern nicht helfen, obwohl dies angesichts deren Notlage angemessen und erforderlich wäre –, ließe

sich aus einem solchen Resultat noch nicht der Schluß ziehen, die Hilfsbereitschaft hätte in der Bevölkerung ständig nachgelassen. Die vorhandene Forschung weist auch für den hier besprochenen Fall darauf hin, wie voraussetzungsvooll es ist, daß vorhandene Dispositionen in konkreten Situationen zu tatsächlichem Verhalten führen. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß in vielen Fällen unterlassener Hilfeleistung bei denen, die nichts taten, ein erhebliches Hilfepotential vorhanden war, aber ungenutzt und folgenlos blieb. Die Frage ist dann nicht, ob diese Menschen gut oder böse waren, sondern was sie daran gehindert hat, Gutes zu tun.

Bei der Beantwortung dieser Frage kommen die Bedingungen ins Spiel, die wir bei dem Durchgang durch die einschlägige Forschung im einzelnen behandelt haben. Fassen wir sie (2) zusammen, so erscheint als hauptsächlicher Bedingungskomplex für ausbleibende Hilfeleistung Unsicherheit bei den Akteuren. Diese Unsicherheit bezieht sich einerseits auf die Definition der Situation, andererseits auf die Möglichkeiten der Problemlösung. Handelt es sich wirklich um einen Notfall? Und wenn ja: Was kann ich dann tun? In beiderlei Hinsicht haben sich vor allem in großstädtischen Kontexten Bedingungen entwickelt, die adäquates Verhalten sehr erschweren. Ist der alte Mann, der da auf dem Bahnsteig liegt, ernstlich verletzt – oder schläft er nur seinen Rausch aus? Hat der junge Bursche, der auf einsamer Landstraße nackt an meinem Auto herumspringt, wirklich Probleme – oder macht er nur einen Jux? Steckt dahinter vielleicht sogar eine Falle? Was bedeutet der Schrei, den ein junges Mädchen unter dem Griff eines Mannes ausstößt? Ist sie wirklich in Gefahr? Man muß vor allem in großstädtischen Milieus einrechnen, daß die anderen, um die es geht, nicht nur unbekannt sind, sondern – das sieht der einzelne sehr oft an ihrem Habitus – Menschen aus einem ganz anderen Milieu. Ist mein Begriff von Notfall auch der jener beiden, die sich an der Ecke schlagen? Und gehen im übrigen nicht auch alle anderen Passanten anscheinend ungehört vorbei („pluralistic ignorance“)? Selbst wenn ich meine, ich sollte etwas tun: Was kann ich denn tun? Darf ich die Notbremse der U-Bahn ziehen, ohne mich strafbar zu machen? Werde ich mich nicht blamieren, wenn ich mich um Vermittlung bemühe? Gerade ich nicht selber sogar in Gefahr?

2. Überlegungen zur Aufklärung

Wenn es – wie wir meinen – richtig ist, den Komplex Unsicherheit in den Mittelpunkt problemlösender Maßnahmen zu stellen, dann wird schnell erkennbar, daß Steuerungsmöglichkeiten, welche die Ausgangsbedingungen für Hilfeleistungen verbessern könnten, nur begrenzt verfügbar sind. Zum Beispiel greift (1) das klassische Instrument der Politik, nämlich das Recht, im vorliegenden Fall nur unzulänglich. Das zeigt sich an der Praxis

des § 323 a StGB, der Gefängnis bis zu einem Jahr oder Geldstrafe demjenigen androht, der „bei Unglücksfällen oder gemeiner Gefahr oder Not nicht Hilfe leistet, obwohl diese erforderlich und ihm den Umständen nach zuzumuten, insbesondere ohne erhebliche eigene Gefahr und ohne Verletzung anderer wichtiger Pflichten möglich“ war. Diese Bestimmung spielt in der Rechtsprechung kaum eine Rolle, denn das Gesetz kann nicht zuverlässig klären, was für das konkrete Verhalten entscheidend ist, nämlich die objektiven Bedingungen subjektiver Zumutbarkeit tätiger Hilfeleistung. Im Ernstfall kann sich fast jeder Angeklagte erfolgreich herausreden.

Auch die Möglichkeit (2), über strukturelle Eingriffe in die urbanen Anonymitätsbedingungen des Hilfeverhaltens Änderungen zu schaffen, erscheinen nicht gerade als aussichtsreich. Großstädtische Milieus lassen sich nicht einfach verdörflichen. Sicher kann Politik über langfristige Planungen Randbedingungen zu modifizieren versuchen. Die Förderung intermediärer Strukturen auf der Ebene von Stadtteilen, Wohnblocks und Nachbarschaft, also eine kommunikationsfördernde Stadt- und Wohnungsbauplanung, können die Integration der Bevölkerung stärken und damit günstigere Bedingungen für bürgerliche Selbsthilfe schaffen. Aber diese Instrumente sind schwerfällig, und ihre Effekte sind nicht genau spezifizierbar.

Demgegenüber meinen wir (3), daß gezielte und dauerhafte Aufklärungs- und Ausbildungskampagnen eine gute Chance bieten. Voraussetzung für deren Gelingen ist freilich, daß Polizei und Feuerwehr, die auf einschlägige Notfälle spezialisiert sind, eine handliche Kasuistik „typischer Fälle“ ermitteln und die jeweils zutreffenden Kriterien für die Wahrnehmung und Behandlung jener Situationen beschreiben, in denen Bürgerhilfe unabdingbar ist. Wir sind der Ansicht, daß solche Materialien (am besten: Lehrfilme) über eine Vielzahl von Medien diffundierbar sind – in Schulen, speziell in Fahrschulen, im Kinovorspann, in den Massenmedien. Die Effekte solcher Aufklärungen sind insofern optimistisch einzuschätzen, als die Forschung zeigt, daß in konkreten Notfallsituationen mit hoher Wahrscheinlichkeit das tätige Beispiel eines einzigen ausreicht, um die Aktivitätsblockaden bei zahlreichen anderen Zeugen und Zuschauern aufzuheben. Man kann also mit Multiplikatoreffekten rechnen.

Im Hinblick darauf sollte sich die Berichterstattung auch von Feuerwehr und Polizei nicht darauf beschränken, Fälle unterlassener Hilfeleistung zu skandalisieren. Instruktiver als die Veranlassung von Empörung ist in öffentlichen Lernprozessen die Demonstration gelungener Problemlösungen und die symbolische Würdigung vorbildlicher Modelle. Polizei und Feuerwehr sollten in ihren Pressekonferenzen entsprechende Fälle parat haben; es gibt sie ja in nicht geringer Zahl.

Literaturverzeichnis

- Amato, Paul R.: Emotional Arousal and Helping Behavior in Real-Life Emergency, *Journal of Applied Social Psychology*, 1986, 16, 7, S. 633–641
- Berkowitz, Leonard: Social Norms, Feelings, and other Factors Affecting Helping and Altruism, in: ders. (Hrsg.), *Advances in Experimental Social Psychology*, 6, 1972, S. 63–108
- Bickman, Leonard: Bystander Intervention in a Crime: The Effect of Mass-media Campaign, in: Viano, E. C. (Hrsg.), *Victims and Society*. Washington, DC, 1976, S. 144–157
- Bierhoff, Hans Werner: *Hilfreiches Verhalten*, Darmstadt 1980
- Bierhoff, Hans Werner: Donor and Recipient: Social Development, Social Interaction and Evolutionary Process, in: *European Journal of Social Psychology*, Bd. 17/1, 1987, S. 113–130
- Czapinski, Janusz: Prosocial Behavior as Affected by the Structure of the Cognitive Representation of Others, in: *Polish Psychological Bulletin*, 1976, Vol. 7 (3), S. 155–162
- Darley, John M.; Latané, Bibb: Bystander Intervention in Emergencies: Diffusion of Responsibility, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, 8, 4, 1968, S. 377–383
- Geis, Gilbert; Huston, Ted L.: Bystander Intervention into Crime: Public Policy Considerations, in: *Policy Studies Journal*, Vol. 11 (3), 1983, S. 398–408
- Harada, Junji: Bystander intervention: The Effect of Ambiguity of the Helping Situation and the Interpersonal Relationship between Bystanders, in: *Japanese Psychological Research*, 1985, Vol. 27, No. 4, S. 177–184
- Harris, V. A.; Robinson, C. E.: Bystander Intervention: Group Size and Victim Status, in: *Bulletin of Psychonomic Society*, Bd. 2, H. 1, 1973, S. 8–10
- Howard, William; Crano, William D.: Effects of Sex, Conversation, Location, and Size of Observer Group on Bystander Intervention in a High Risk Situation, in: *Sociometry*, 1974, Vol. 37, No. 4, S. 491–507
- Huston, Ted L.; Ruggiero, Mary; Conner, Ross; Geis, Gilbert: Bystander Intervention into Crime; A Study Based on Naturally-Occurring Episodes, in: *Social Psychology Quarterly*, 1981, Vol. 44, No. 1, S. 14–23
- Institut für Demoskopie Allensbach (Hrsg.); Am liebsten gar nicht einmischen, *Allensbacher Berichte*, Nr. 13, 1988

- Kent, Valerie: Prosocial Behaviour and Small Group Processes, in: *Small Groups and Social Interaction*, Vol. 1, 1983, S. 227–241
- Köhler, Bernd: Prosoziales Verhalten: Forschungsschwerpunkte und Forschungsthemen, in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 1977, 8, S. 23–49
- Kuhl, Ulrich: *Selbstsicherheit und prosoziales Handeln – Zivilcourage im Alltag*, München, Profil, 1986
- Latané, Bibb; Darley, John M.: Group Inhibition of Bystander Intervention in Emergencies, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, 10, 3, 1968, S. 215–221
- Latané, Bibb; Darley, John M.: Social Determinants of Bystander Intervention in Emergencies, in: Macanley, J./Berkowitz, L. (Hrsg.), *Altruism and Helping Behaviour*, N. Y., London, 1970, S. 13–27
- Latané, Bibb; Nida, Steve: Ten Years of Research on Group Size and Helping, in: *Psychological Bulletin*, 1981, Vol. 89, No. 2, S. 308–324
- Lück, Helmut E.: *Prosoziales Verhalten, Empirische Untersuchungen zur Hilfeleistung*, Köln, 1975, Kiepenheuer & Witsch
- Lück, Helmut E.: Aspects of a Transnational Theory of Prosocial Behaviour, in: Wispe, Lauren G., *Altruism, Sympathy & Helping*, N. Y., San Francisco, London, Academic Press, 1978, S. 209–228
- Lück, Helmut E.: Abschieben von Verantwortung bei Unfallzeugengruppen: ein Artefakt der Altruismusforschung?, in: Bungard, W. (Hrsg.), *Die gute Versuchsperson denkt nicht: Artefakte in der Sozialpsychologie*, 1980, München, Urban & Schwarzenberg, S. 79–94
- Lück, Helmut E.: Hilfeverhalten, in: Frey, Dieter/Greif, Siegfried (Hrsg.), *Sozialpsychologie*, 1983, München, Wien, Baltimore, Urban & Schwarzenberg, S. 187–191
- Luhmann, Niklas: Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen, in: ders., *Soziologische Aufklärung II*, Opladen, 1975, S. 134–149
- Metreveli, Stephan: *Untersuchungen zum Rettungswesen, Bericht 5, Beobachtung des Verhaltens am Unfallort (Bericht zum Forschungsprojekt 7344 der Bundesanstalt für Straßenwesen, Bereich Unfallforschung)*, Köln, 1979
- Nowak, Wolf: Das Verhalten von Tatzeugen in Diebstahlsituationen – Feldexperimentelle Untersuchungen, in: Lösel, Friedrich, (Hrsg.), *Kriminalpsychologie: Grundlagen und Anwendungsbereiche*, Weinheim, Basel, Beltz, 1983, S. 132–146

- Piliavin, Jane Allyn u. a.: *Emergency Intervention*, 1981, New York, London u. a., Academic Press
- Platzkoster, Andreas: Ein handlungstheoretisches Motivationsmodell des Hilfehandelns (Europ. Hochschulschriften, Reihe 6, Psychologie, Bd. 105), Frankfurt, 1983
- Rodenstock, Ursula; Lobmeyr, Mario; Wormser, Rudolf: Altruismus oder Asphalttschungel? Über die Hilfsbereitschaft von Autofahrern in München, Kalifornien und Florida, in: *Gruppendynamik*, Bd. 11, H. 1, 1980, S. 25–41
- Rutkowski, G. K. u. a.: Group Cohesiveness, Social Norms, Bystander Intervention, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, Bd. 44, H. 3, 1983, S. 545–552
- Salter, Charles A.; Dickey, Mary Jane; Gulas, Debra L.: Prosocial Behavior as a Function of Location and Cost of Helping, in: *The Journal of Social Psychology*, 1978, 106, S. 133–134
- Simmel, Georg: *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: ders., *Das Individuum und die Freiheit*, Berlin, 1984, S. 192–204
- Solomon, Henry; Herman, Lorraine: Status Symbols and Prosocial Behavior: The Effect of the Victim's Car on Helping, in: *The Journal of Psychology*, 1977, 97, S. 271–273
- Walster, Elaine; Berscheid, Ellen; Walster, G. William: New Directions in Equity Research, in: Berkowitz, Leonard/ Walster, Elaine (Hrsg.), *Equity Theory: Toward a General Theory of Social Interaction. Advances in Experimental Social Psychology*, Bd. 9, S. 1–42
- Wolfson, Sandra L.: Effects of Machiavellianism and Communication on Helping Behaviour during an Emergency, in: *British Journal of Social Psychology*, 1981, 20, S. 189–195